EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 53, 1/2 (2012), S. 133–141
© Waxmann

Knut Petzold, Soziologische Theorien in der Archäologie. Konzepte, Probleme, Möglichkeiten. Saarbrücken: AV Akademikerverlag. 2. Aufl. 2012. 132 Seiten. Broschur. ISBN 978–3-639–41077–8.

Bei dem zu besprechenden Band handelt es sich um die soziologische Diplomarbeit des Verf., ihr Gegenstand ist eine »bis zu diesem Zeitpunkt seitens der Soziologie unbearbeitete Thematik: Die Schnittstelle zwischen Soziologie und Archäologie« (S. 9). Der Titel verheißt ein handbuchartiges Kompendium, das einen Überblick über die Reflexe der überaus disparaten soziologischen Theoriebildung in archäologischen Fachdiskursen bietet, vielleicht sogar den Nachweis subkutaner Wirkungen dieser Theorien in der Archäologie, ohne dass es den jeweiligen Forschern bewusst wäre, in welchem Ausmaß sie ihr archäologisches Arbeiten infiltriert haben. Wenigstens darf man eine systematische Behandlung archäologischer Adaptionen soziologischer Großtheorien erwarten, wie sie sich etwa mit den Namen Durkheim, Marx, Weber, Parsons, Luhmann, Bourdieu, Giddens etc. verbinden. Diese Erwartung wird enttäuscht, denn faktisch geht es nur um die Anwendbarkeit eines einzigen Konzeptes, des Strukturell-individualistischen Ansatzes, dessen Kern, die Theorie der Rationalen Wahl, überdies nicht genuin soziologischer, sondern ökonomischer Provenienz ist. Titel und Untertitel sind also, um das Mindeste zu sagen, irreführend.

Das einleitende erste Kapitel (S. 10–14) erläutert das Bild der »Schnittstelle« von Archäologie und Soziologie. Mit Rekurs auf Colin Renfrew und Reinhard Bernbeck wird diese in der »wissenschaftliche(n) Beschäftigung mit Gesellschaften« verortet, wofür die Soziologie »ein Repertoire an Methoden und theoretischen Modellen« bereitstelle (S. 11), ohne dass dieses Repertoire im weiteren Verlauf im Hinblick auf seine Tauglichkeit für archäologische Fragestellungen tatsächlich ausgelotet würde. Zwar sei »Gesellschaft« im archäologischen Arbeiten durchaus präsent, doch, wie ein programmatisch vorangestelltes Zitat von Nils Müller-Scheeßel postuliert (S. 10), entstammen die Vorstellungen der Archäologen im Normalfall nicht den Ergebnissen expliziter Theoriebildung benachbarter Disziplinen, sondern einem wenig reflektierten Alltagsverständnis. »Eine, wenn nicht sogar die Hauptaufgabe der Archäologie ist die *Rekonstruktion von Gesellschaft*«, und die Soziologie sei aufgerufen, zu diesem Zweck »Hilfestellung« zu leisten (S. 12). Nun hat die Soziologie ihre Kategorien, Methoden und Theorien vor allem an modernen Gesellschaften gewonnen, was die Frage provoziert, inwieweit ihr begriffliches Instrumentarium überhaupt geeignet sein kann, die Strukturen traditionaler Gesellschaften, mit deren Ausdrucksgestalten es die prähistorische Archäologie (und nur um sie geht es in der Untersuchung) zu tun hat, adäquat abbilden kann. Wenn schon die Soziologie und nicht die Ethnologie als Stichwortgeber adressiert wird, wäre es naheliegend, vor allem auf kulturvergleichende Strömungen innerhalb des Faches abzuheben, deren Interesse kulturellen und sozialen Universalien gilt, die auch als für prähistorische Gesellschaften geltend angenommen werden können.

In dem zweiten Kapitel wird auf nur viereinhalb Seiten (S. 15–19) »die deutsche Diskussion« innerhalb der Archäologie zur Übernahme von Theorien aus anderen Fächern abgehandelt. Bemüht wird der Topos einer »Theoriefeindlichkeit«, das Kapitel besteht wesentlich aus einer Synopse von Texten Reinhard Bernbecks (Theorien in der Archäologie [Tübingen u. a. 1997]), Manfred Eggerts (Theorie in der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie: Erwägungen über und für die Zukunft. In: M. K. H. Eggert/U. Veit [Hrsg.], Theorie in der Archäologie: Zur englischsprachigen Diskussion. Tübinger Arch. Taschenbücher 1 [Münster u. a. 1998], 357–377) sowie Ulrike Sommers (Deutscher Sonderweg oder gehemmte Entwicklung? Einige Bemerkungen zu momentanen Entwicklungen der deutschen Archäologie. In: P. F. Biehl/A. Gramsch/A. Marciniak [Hrsg.], Archäologien Europas/Archaeologies of Europe. Geschichte, Methoden und Theorien/History, Methods and Theories. Tübinger Arch. Taschenbücher 3 [Münster u. a. 2002], 185–196). Immerhin stellt eine Fußnote (S. 19 Anm. 12) in Aussicht, dass in einem späteren Kapitel »einige neuere deutsche Ansätze diskutiert« werden.

Breiten Raum nimmt eine Rekapitulation der englischsprachigen Diskussion ein (S. 20–56), in welcher der Prozessualismus in seinen unterschiedlichen Spielarten, der Postprozessualismus in Gestalt der interpretativen Archäologie Ian Hodders sowie die »Kritische Archäologie« von Michael Shanks und Christopher Tilley abgehandelt werden. Auch hier bewegt sich Verf. in den bewährten, von der deutschen Literatur (v. a. Bernbeck a. a. O.; Eggert/Veit a. a. O.) zum Thema vorgezeichneten Bahnen. Eingeschaltet werden jeweils Bemerkungen zu den dargestellten theoretischen Positionen »aus sozialwissenschaftlicher Perspektive«, an welchen zuweilen befremdet, wie unbefangen eine partikulare, einem bestimmten Paradigma der Sozialforschung entstammende Perspektive als allgemein sozialwissenschaftliche behauptet wird. Der den Prozessualismus fundierende Funktionalismus wird mit Verweis auf das Problem der funktionalen Äquivalente zurückgewiesen (S. 36), und in Zusammenhang mit den interpretativ-induktiven Ansätzen des Postprozessualismus wird dekretiert: »Induktive Schlüsse sind aber logisch unzulässig« (S. 44).

Das vierte Kapitel (S. 57–72) stellt die »Frage nach der archäologischen Erkenntnis«, diskutiert die Differenzen von »Erklären« und »Verstehen« und erteilt Nachhilfe in Grundlagen der Wissenschaftstheorie. Gegen die von Manfred Eggert und Ulrich Veit darlegte Bedeutung des Analogieschlusses für eine archäologische Gegenstandserschließung werden Max Weber und Hartmut Esser ins Feld geführt, und spätestens hier wünscht man sich eine Erdung der abstrakt-allgemein geführten Diskussion anhand konkreter Beispiele, das heißt anhand realiter sich stellender Erklärungs- und Verstehensprobleme der Archäologie. Wenn sie, wie einleitend behauptet, »die Rekonstruktion von Gesellschaft« zu leisten hat, so stellt sich Rez. zunächst einmal die Frage, wie ein Brückenschlag von den archäologischen Quellen hin zu der Gesellschaftsrekonstruktion beschaffen sein kann. Während die im Überfluss vorhandenen Daten der Soziologie, seien sie natürliche oder erhobene, im Normalfall auch vergleichsweise direkte Manifestationen von Gesellschaft sind, ist der Zusammenhang bei den materiellen und außerdem hochselektiven Quellen der Archäologie ungleich vermittelter. Bevor sie überhaupt als Indikatoren »gesellschaftlicher« Verhältnisse im Sinne von Sozialstrukturen, Herrschaftsorganisationen, Wirtschaftsweisen etc. ausgewertet werden können, bedarf es einer Rekonstruktion ihres Affordanzcharakters, das heißt einer Explikation der ob-

jektiven Möglichkeiten ihrer praktischen Verwendbarkeit, sowie möglicher, von dieser funktionalen Primärbedeutung abgeleiteter Bedeutungen. Wie diese Lücke, die zugleich auch die zentrale Differenz zwischen Soziologie und Archäologie als Gesellschaftswissenschaften markiert, geschlossen werden soll, bleibt offen.

Kapitel 5 (S. 73–93) exponiert das Modell, von dessen Anwendung auf Gegenstände der Archäologie sich Verf. einen Erkenntnisgewinn erhofft: den Strukturell-individualistischen Ansatz, der in dem Postulat des methodologischen Individualismus gründet, welcher wiederum soziale Phänomene als Ergebnisse von Handlungen individueller Akteure erklären möchte. Zentral für diesen Ansatz ist daher die Theorie der Rationalen Wahl, und die angeführten Gewährsleute sind vor allem Hartmut Esser, Siegwart Lindenberg, Karl-Dieter Opp sowie Andreas Diekmann und Thomas Voss. Wenn es nun als Hauptaufgabe der Archäologie angesehen wird, »Gesellschaft« zu rekonstruieren, dann erstaunt die Wahl eines dezidiert akteurszentrierten Ansatzes, in dem gesellschaftliche Phänomene nicht als eigenlogische Gebilde, sondern als Manifestationen des Handelns einzelner Akteure begriffen werden. Als zentral für die Theorie der Rationalen Wahl werden in Anlehnung an Diekmann und Voss (A. Diekmann/Th. Voss, Die Theorie rationalen Handelns. Stand und Perspektiven. In: Dies. [Hrsg.], Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften. Anwendungen und Probleme. Scienta Nova [München 2004], 13–29, hier 15) drei Bausteine angeführt: (1) die Akteure, die (2) Präferenzen haben, über Ressourcen verfügen, Restriktionen unterliegen und zwischen (mindestens zwei) Handlungsoptionen auswählen können sowie (3) eine angebbare Regel, die der Entscheidung der Akteure zugrundeliegt. Deutlich wird hier bereits eine Eigenart dieses Ansatzes, die sich bei der Untersuchung geschichtlicher Verläufe als problematisch erweisen könnte: Die Handlungsoptionen sind immer schon vorgegeben, die Wahl ist damit gerade keine riskante Entscheidung in eine offene Zukunft hinein, bei der zumindest der Chance nach etwas genuin Neues entstehen könnte, sondern letztlich ein bloßes Kalkül. Zu unterscheiden ist eine »harte« (oder enge) von einer »weichen« (oder weiten) Variante: Jene unterstellt Eigennutzmaximierung und rein materielle Interessen, diese berücksichtigt darüber hinaus auch »soziale Missbilligung, interne Kosten und Belohnungen und altruistische Motive« (Diekmann/Voss a. a. O., hier 20).

Erläutert wird sodann die Einbettung der Theorie der Rationalen Wahl in ein umfassendes, zwischen der Mikroebene des einzelnen Akteurs und der Makroebene aggregierter Effekte vermittelndes Erklärungsmodell, der vielzitierten »Badewanne« (die graphische Skizze hat die Anmutung eines Badewannenquerschnitts). In seiner Darstellung dieses Erklärungsmodells bedient sich Verf. der prägnanten terminologischen Fassung durch Esser (Soziologie. Allgemeine Grundlagen [Frankfurt a. M. u. a. 1993]): Auf der Makroebene ist die »Logik der Situation« zu verorten, das heißt die situationsgebundenen Ressourcen und Restriktionen, mit denen ein Akteur konfrontiert ist; vor ihrem Hintergrund greift auf der Mikroebene die »Logik der Selektion« von Handlungsoptionen; die »Logik der Aggregation« schließlich bezeichnet, wie sich Einzelhandlungen zu kollektiven Effekten auf der Makroebene aggregieren, die das Explanandum ausmachen. Eingefügt ist ein Exkurs »zum Begriff der ›Rationalität‹ « (S. 85–87), in dem einem Missverständnis begegnet werden soll, das Rationalität mit bloßer Zweckrationalität und mithin dem Verfolgen egoistischer Motive gleichsetzt. Mit Diekmann und Voss (a. a. O., hier 13) wird Rationalität als »Handeln in Übereinstim-

mung mit den Annahmen (Axiomen) einer Entscheidungstheorie« aufgefasst, mit Opp (Die Theorie rationalen Handelns im Vergleich mit alternativen Theorien. In: M. Gabriel [Hrsg.], Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie [Wiesbaden 2004], 43–68, hier 47) wird darauf hingewiesen, dass auch ausgewiesene Altruisten ihren eigenen Nutzen maximieren. Mit Verweis auf Esser (Soziologie. Spezielle Grundlagen 1: Situationslogik und Handeln [Frankfurt a. M. u. a. 1999], hier 223) schließlich werden »die mentalen Grundstrukturen für die zum Handeln nötigen Selektionsleistungen« auf der Ebene der *conditio humana* lokalisiert, sie seien Teil der Grundausstattung eines jeden Exemplars der Gattung *homo sapiens*, »in welchen Kulturen und zu welchen Zeiten auch immer« (ebd. 224), und Verf. bilanziert: »Spätestens jetzt dürfte klar geworden sein, dass rationales Handeln in diesem Sinn auch für sogenannte vormoderne Gesellschaften postuliert werden kann. Auch der *prähistorische* Akteur handelte *rational*« (S. 87). Eingedenk dessen, dass Verf. konkurrierende sozialwissenschaftliche Paradigmen mit Vokabeln wie »inhaltsleer« oder »nicht überprüfbar« abkanzelt (insbesondere in Kap. 6), erscheint die Begründungsleistung für diese zentrale Annahme der Untersuchung als dürftig. Es bleibt bei einem bloßen Postulat ohne theoretische Ableitung, das allein mit rhetorischen Mitteln (»Spätestens jetzt dürfte klar geworden sein ...«) bekräftigt wird. Aber gesetzt, der prähistorische Mensch agierte »in Übereinstimmung mit den Annahmen einer Entscheidungstheorie«, fragt sich, wo in seinem Fall das vorgestellte Erklärungsmodell ansetzen könnte. Wie stellte sich ihm die »Logik der Situation« dar, welche Handlungsoptionen boten sich ihm, mit welcher Entscheidungsregel operierte er bei der Wahl, wie und warum verdichteten sich die Einzelhandlungen zu einem kollektiven Phänomen? Was kann, bezogen auf archäologische Quellen, überhaupt ein solches Phänomen sein? Die Antwort des Verf. auf die letzte Frage ist eine einfache: Jedes archäologische Artefakt ist Ergebnis einer Handlung, Handlungen ihrerseits sind Ergebnisse von Selektionsentscheidungen, daher lasse sich eine Entscheidungstheorie grundsätzlich auch auf archäologische Gegenstände anwenden (S. 87). Wäre es aber in Anbetracht der Quellenlage nicht angezeigt, direkt an den Artefakten anzusetzen und ihre objektive Bedeutung im oben spezifizierten Sinne methodisch geregelt zu erschließen? In der Frage, ob mit der »harten« oder der »weichen« Variante des Strukturell-individualistischen Ansatzes gearbeitet werden soll, fällt das Urteil des Verf. eindeutig aus. Da die »weiche« Variante auch Präferenzänderungen berücksichtigt, sei sie für eine archäologische Anwendung ungeeignet, da sich solche bei prähistorischen Akteuren nicht messen lassen, weshalb für sie Präferenzen angenommen werden müssten, »die raum-zeitlich unabhängig sind und somit immer gelten« (S. 90); außerdem fördere sie »Tautologien und Ad-hoc-Erklärungen, die nicht mehr falsifizierbar sind« (S. 90). Die Akteure, um die es im Folgenden gehen wird, sind also, wie vorgreifend auf das Fallbeispiel gesagt werden kann, neolithische *homines oeconomici*. Zur Bestimmung ihrer allgemeingültigen Präferenzen bedarf es mit Lindenberg (1996) »theoriereicher Brückenannahmen«, die, in Anlehnung an Adam Smith, in »physischem Wohlbefinden« und »sozialer Wertschätzung« gesehen werden. »Diese theoretische Bestimmung der Zielvorstellungen gilt auch für den *prähistorischen* Akteur!« (S. 91). Wie ist es um die empirische Überprüfbarkeit und faktische Überprüfung dieser Behauptung bestellt, bezogen sowohl auf ihre Gültigkeit für die Gegenwartsgesellschaft als auch auf ihre Projektion auf prähistorische Lebenswelten? Zwar konzediert Verf., in der Soziologie sei »die Frage der stabilen Präferenzen und die

Frage ihrer Messung durchaus umstritten« (S. 90), ohne sich aber inhaltlich mit der Kritik von Opp und Jürgen Friedrichs (K.-D. Opp/J. Friedrichs, Brückenannahmen, Produktionsfunktionen und die Messung von Präferenzen. Kölner Zeitschr. Soziologie u. Sozialpsychologie 48, 1996, 546–559), die er in einer Fußnote (S. 90 Anm. 104) anführt, auseinanderzusetzen. Die Genannten kritisieren, dass entgegen dem eigenen Anspruch Lindenbergs »physisches Wohlbefinden« und »soziale Wertschätzung« als oberste Ziele gesetzt, aber nicht theoretisch begründet werden. Um sie erreichen zu können, bedürfe es »Produktionsfunktionen«, das heißt, in einer Formulierung von Esser (Sinn, Kultur, Werte und soziale Konstitution. Oder: Was ist »soziologisch« am Modell der soziologischen Erklärung? In: M. Gabriel [Hrsg.], Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie [Wiesbaden 2004], 103–119, hier 106), »stets spezieller, *gesellschaftlich* definierter, und damit: spezieller ›Zwischengüter‹ «. Sie sind damit, anders als die universellen Präferenzen, jeweils historisch konkrete Gebilde. Im Falle der »sozialen Wertschätzung« werden mit Lindenberg (Die Relevanz theoriereicher Brückenannahmen. Kölner Zeitschr. Soziologie u. Sozialpsychologie 48, 1996, 126–140, hier 135) Status, Altruismus und Verhaltensbestätigung als solche Produktionsfunktionen identifiziert und folgendermaßen veranschaulicht: »Soziale Wertschätzung produziert Nutzen, Status produziert soziale Wertschätzung, eine prunkvolle Bestattung ist z. B. ein Mittel um Status zu produzieren« (S. 92). Für das »physische Wohlbefinden« werden, abweichend von Lindenberg und mit Bezugnahme auf Reinhard Wippler (Kulturelle Ressourcen, gesellschaftlicher Erfolg und Lebensqualität. In: Ders., [Hrsg.], Sociologie tussen empirie en theorie. Een kueze uit het werk 1970–1996 [Amsterdam 1996], 135–152), »Behaglichkeit« und »Genuss« behauptet. Dank der genannten Produktionsfunktionen liege eine »Suchheuristik« (S. 93) vor, so dass in einem letzten Schritt nur noch die spezifischen Ressourcen und Restriktionen im archäologischen Material ausfindig gemacht werden müssen, welche die Produktion von Status, Altruismus und Verhaltensbestätigung sowie von Behaglichkeit und Genuss ermöglichten bzw. einschränkten. Das Kapitel wird beschlossen mit der Wendung eines gravierenden Mangels des Modells, der fehlenden Begründung der angeblich universell gültigen Präferenzen, ins Affirmative: »Mit den allgemeinmenschlichen und damit raumzeitlich unabhängigen Zielen, die sowohl für moderne, als auch für prähistorische Akteure gelten, ist zudem ein Punkt angeschnitten worden, der den mangelnden Bezug der Archäologie zu Gegenwart aufgreift. Ohne politische Interessen zu verfolgen, wie Shanks und Tilley es taten, kann die Vergangenheit nun direkt über die Akteure mit der Gegenwart verknüpft werden« (S. 93).

Auf der Grundlage dieser Explikationen erfolgt im 6. Kapitel (S. 94–103) ein Vergleich des Strukturell-individualistischen Ansatzes mit anderen Theorieprogrammen, namentlich dem Funktionalismus, »interpretativen Ansätzen« und »anderen Handlungstheorien« (S. 94). Mit funktionalistischen Richtungen der archäologischen Theoriebildung teile der Strukturell-individualistische Ansatz die Fundierung im Kritischen Rationalismus Poppers, doch neige der Funktionalismus zu Ad-hoc-Erklärungen und vernachlässige das handelnde Individuum, hermeneutisch-interpretative Herangehensweisen sind in ihrem »grenzenlosen Relativismus« (S. 100) ohnehin keine ernstzunehmenden Konkurrenten, scheinen doch, wie es mit Verweis auf Opp (a. a. O., hier 65) heißt, ihre Vertreter »nicht fähig oder nicht willens zu sein, ihre Hypothesen klar zu formulieren« (S. 102), den »anderen Handlungstheorien« – erwähnt werden eigentümlicherweise nur

die mit den Namen Giddens und Bourdieu verbundenen Theorien – mangele es an einer nachvollziehbaren Verzahnung von Mikro- und Makroebene, die in dem Strukturell-individualistischen Ansatz von der »Makro-Mikro-Makro-Erklärung« gewährleistet werde.

Kapitel 7 (S. 104–113) erläutert die Anwendbarkeit des Ansatzes in der Archäologie anhand eines Fallbeispiels, der Errichtung megalithischer Monumente »im Kontext der sogenannten Trichterbecherkultur« (S. 104). Kurz werden die bisherigen, prozessual-funktionalistischen und postprozessual-interpretativen Deutungen solcher Monumente zusammengefasst, ohne dass Verf. auf die jeweiligen Begründungen dieser Deutungen einginge. Als ein ihnen gemeinsames Desiderat wird diagnostiziert, sie würden »häufig Ad hoc-Behauptungen heranziehen« (S. 105), und vor diesem Hintergrund werden die Vorzüge des Strukturell-individualistischen Ansatzes entfaltet. Das Explanandum besteht auf der Makroebene in dem »Aufkommen von Megalithbauten im Verbreitungsgebiet«, auf der Mesoebene im »Bau eines megalithischen Monumentes als kollektives Gut«, handele es sich doch um »kollektive Projekte« (S. 106). Die Situation der Akteure werde, neben den als stabil angenommenen Präferenzen »soziale Wertschätzung« und »physisches Wohlbefinden«, durch vier, nach dem Kriterium der Nachweisbarkeit ausgewählten Ressourcen und Restriktionen bestimmt: Erstens einer Zunahme der Bevölkerung im Übergang vom Meso- zum Neolithikum, abzulesen an der »Zunahme der Fundstellendichte« (S. 106), zweitens einer veränderten Wirtschaftsweise (Ackerbau und Viehzucht statt Sammeln und Jagen) und damit einhergehender Siedlungsfestigkeit, drittens einem Mangel an Bauholz bei gleichzeitigem Vorhandensein von Findlingen sowie viertens notwendigen technologischen Voraussetzungen in Form von Werkzeugen zur Holz- und Bodenbearbeitung. Die Lebenswirklichkeit des neolithischen Menschen wird auf elementare Faktoren heruntergebrochen, die trotz ihrer scheinbaren Evidenz durchaus diskussionsbedürftig wären. Abgesehen davon, dass die Annahme, Holz sei in dem Verbreitungsgebiet der Trichterbecherkultur ein knappes Gut gewesen, jeder Grundlage entbehrt, wäre zu erörtern, ob die zunehmende Fundstellendichte nicht auch eine Funktion der Siedlungsweise sein könnte, da feste Siedlungen und die mit ihnen ansteigende Zahl der Gerätschaften, die nun nicht mehr den Anforderungen einer mobilen Lebensweise genügen müssen, auch die Überlieferungswahrscheinlichkeit von Artefakten erhöhen. Außerdem ist die Überlieferung der für die Bodenbearbeitung exemplarisch genannten Schaufeln an besondere Erhaltungsbedingungen geknüpft, wie sie in Brunnen oder Feuchtbodensiedlungen und damit in neolithischen Kontexten gegeben waren, und schon deshalb hatten eventuell vorhandene mesolithische Holzschaufeln weit geringere Überlieferungschancen. Zu der Selektion der Handlungsoptionen und damit zu den spezifischen Produktionsfunktionen stellt Verf. die folgenden Überlegungen an. Die Möglichkeiten der Statusproduktion hätten sich im Mesolithikum auf Jagderfolge beschränkt, die Produktion sozialer Wertschätzung mittels Affekt sei dagegen zu vernachlässigen, da die Individuen nur in geringem Maße voneinander abhängig waren, weshalb auch die Produktionsfunktion der Verhaltensbestätigung vernachlässigt werden könne. Behaglichkeit hätte dem Mesolithiker die Konsumtion der Jagd- und Sammelbeute verschafft, Genuss dagegen die »abwechslungsreiche Umgebung« (S. 108), die er dank seiner nicht siedlungsfesten Lebensweise ausgiebig genießen durfte. Wäre es angesichts dieser Karikatur des Lebens einer Jäger- und Sammlergemeinschaft, de-

ren Projektionen zwischen den Lebensverhältnissen einer Primatenhorde und denen eines nach dem Modell der Sommerfrische Abwechslung goutierenden Großstädters oszillieren, nicht vielleicht doch sinnvoller, die umfangreiche ethnographische Literatur zu Lebens- und Wirtschaftsweisen vergleichbarer Gemeinschaften zu konsultieren und aus ihr Gemeinsamkeiten zu destillieren – etwa zu den faktischen Mechanismen der Statusproduktion jenseits der fettesten Jagdbeute, zu Formen der Arbeitsteilung oder zu Strategien der Herstellung und Aufrechterhaltung von Solidarität –, die plausiblerweise auch für das nordeuropäische Mesolithikum zu unterstellen sind? Gewiss kommen in der Logik des besseren Arguments prozedierende Plausibilitätserwägungen in der Welt des Strukturell-individualistischen Ansatzes nicht vor, zumindest solange nicht, wie sie nicht »einem rigorosen Test unterzogen werden können« (S. 97; Verf. zitiert Opp a. a. O., hier 63), aber kann der hier konstruierte mesolithische *homo oeconomicus* eine ernsthafte Alternative sein, wenn es um eine methodisch geregelte Erschließung prähistorischer Lebenswelten geht? Immerhin könnte eine auf der ethnographischen Literatur basierende Sachkenntnis die schwindelerregenden Generalisierungen des Verf. über »die« Jäger- und Sammlergesellschaft erden. Als heuristische Gerüste im Sinne einer typisierenden Zuspitzung könnten sie vielleicht dann brauchbar sein, wenn die archäologischen Quellen im weiteren Verlauf der Untersuchung eine Chance hätten, sie zu falsifizieren. Im vorliegenden Ansatz jedoch werden sie unter diese Generalisierungen und deren auszubuchstabierende Implikationen schlicht subsumiert.

Ähnlich pauschalisierend wird die »Bauerngesellschaft« des Neolithikums charakterisiert. »Weil ein Einzelner sich nicht ernähren könnte« (S. 108), dominierte in einer solchen das »Gemeinwohlprinzip« und eine wechselseitige Abhängigkeit der Individuen, Affekt und Verhaltensbestätigung wären als Produktionsfunktionen wichtiger als Status gewesen. Für die Behaglichkeit, auf die auch der Bauer des Neolithikums Anspruch hatte, hätten soziale Sicherung und die gemeinschaftlich erwirtschafteten Güter gesorgt, Abstriche waren allerdings beim Genuss zu machen, schließlich konnte seine Scholle im Hinblick auf Abwechslungsreichtum nicht mit den Gegenden, die der mesolithische Jäger durchstreifte, mithalten. Da soziale Wertschätzung und physisches Wohlbefinden nun am besten über Beiträge zum Gemeinwohl hätten erlangt werden können, lautet die erste Hypothese: »In einer frühen Bauerngemeinschaft wird der Einzelne gemeinwohlproduzierende Handlungen wählen« und an »Gemeinschaftsprojekten« mitwirken (S. 109). Warum aber mussten diese ausgerechnet die Gestalt der Errichtung megalithischer Monumente annehmen, was war, mit anderen Worten, deren hinreichende Bedingung? Hier sei »das Verhältnis verschiedener sozialer Gruppierungen, die als kollektive Akteure angesprochen werden« (S. 109), einzubeziehen. Daher folgt ein Schlenker zu den Langhäusern der zeitgleichen, mitteleuropäischen Rössener Kultur: »Auch diese Häuser sind Gemeinschaftsprojekte. Es kann davon ausgegangen werden, dass die Akteure der frühen Trichterbecherkultur noch mit den Akteuren der Rössener Kultur interagierten, sodass die folgende Argumentation prinzipiell gerechtfertigt erscheint« (S. 110). Diese ist folgendermaßen beschaffen: Aufgrund der Kontakte ins Mittelelbe-Saale-Gebiet erschien den »Akteuren der Trichterbecherkultur« der Bau von Langhäusern als probates Mittel zur Produktion sozialer Wertschätzung. Allein, es mangelte an Bauholz und möglicherweise auch an den technologischen Voraussetzungen zur Umsetzung eines solchen Gemeinschaftsprojekts, Findlinge waren hingegen ausreichend

vorhanden, und so ergibt sich fast von selbst eine weitere Hypothese: »Frühe nordische Bauerngemeinschaften orientierten sich an südlichen Bauerngemeinschaften und errichteten megalithische Monumente statt Langhäuser« (S. 112). Auch die Aggregation ist schnell referiert: »Da sich alle kollektiven Akteure an allen anderen kollektiven Akteuren koorientieren und Status produzieren wollen, kommt es schließlich zum massenhaften Errichten megalithischer Monumente entlang des ›*atlantischen Bogens*‹« (S. 112). Verblüffend ist an dieser Argumentation vor allem die vollständige Absehung von den Gebilden als solchen und ihrer Funktionalität. Wie sind die Langhäuser einerseits und die Megalithen andererseits beschaffen, welche Funktionen könnten sie erfüllt, welche Bedeutung für die Lebensvollzüge der sie errichtenden Gemeinschaften gehabt haben? Auch hierzu bieten ethnographische Quellen reichhaltiges Anschauungsmaterial. Wie aber soll das Vorhandensein von etwas gültig erklärt werden können, das für sich noch gar nicht erschlossen ist? Für eine solche im weitesten Sinne hermeneutische Sinnrekonstruktion fehlt Verf. jedes Konzept. Sie ist immanent vielleicht auch gar nicht von Belang, wenn man ergründen möchte, welchen Gebrauch ein in die Trichterbecherkultur projizierter *homo oeconomicus* von Megalithen bzw. Langhäusern machte, um seinen Nutzen zu maximieren. Aber was erfasst man damit von der »Gesellschaft« zur Zeit der Trichterbecherkultur, zu deren Rekonstruktion doch der Strukturell-individualistische Ansatz einen Beitrag zu leisten angetreten ist?

Beschlossen wird das Buch durch das 8., »Zusammenfassung und Ausblick« betitelte Kapitel (S. 114–119), das neben einer Rekapitulation eine Diskussion der Anwendbarkeit des Ansatzes auf die verschiedenen archäologischen Quellengattungen – Einzelfunde, Horte, Gräber und Siedlungen – enthält.

Verf. hat eine gewiss bemerkenswerte soziologische Diplomarbeit vorgelegt, doch ist das aus ihr hervorgegangene Buch in mancherlei Hinsicht ein Ärgernis. Von dem falsche Erwartungen weckenden Titel abgesehen, wäre die adäquate Publikationsform des inhaltlich für eine soziologische wie archäologische Fachöffentlichkeit interessanten Teils, der Diskussion der Anwendbarkeit des Strukturell-individualistischen Ansatzes auf archäologisches Material und die exemplarische Erprobung an einem Fallbeispiel, ein Aufsatz in einer Fachzeitschrift gewesen. In den in weiten Teilen paraphrasierenden Passagen zur Forschungsgeschichte der Archäologie wie auch zur Explikation des Strukturell-individualistischen Ansatzes spiegelt sich das Dilemma der Veröffentlichung von Qualifikationsarbeiten, in denen die Demonstration der eigenen Kenntnisse zum Forschungsstand einen Teil der Prüfungsleistung ausmacht. Originell ist der Versuch einer Übertragung des Strukturell-individualistischen Ansatzes auf archäologische Gegenstände, die aber zu ihrer Voraussetzung hätte, dass diese Gegenstände in ihrer Bedeutung bereits erschlossen sind, wofür Verf. kein methodisches Konzept anzubieten vermag. Der größte Vorzug des von ihm propagierten Ansatzes liegt nach Auffassung des Rez. darin, zur Explikation gleichsam zu zwingen, das heißt zum Offenlegen der Annahmen und den aus ihnen folgenden Ableitungen. Sind diese Annahmen dürftig, so ist dies offensichtlich, ihre Mängel werden nicht terminologisch und rhetorisch übertüncht. Ärgerlich ist ferner das wenig sorgfältige Lektorat, wie sich insbesondere an zahlreichen Eigentümlichkeiten der Interpunktion sowie der systematischen Falschschreibung von Eigennamen (»Klienlin«) zeigt. Auch in der nunmehr zweiten Auflage, erschienen im »AV Akademikerverlag«, der wie der Verlag der ersten Auflage Teil der VDM Publishing

Group ist, wurden diese Fehler nicht korrigiert. Zwar ziert den Umschlag jetzt eine andere Abbildung (die freilich so beliebig wie die der ersten Auflage wirkt), aber noch nicht einmal die Angaben zu der Person des Verf. wurden aktualisiert. Eingeschränkt wird die Benutzerfreundlichkeit der zweiten Auflage zudem durch die wegen eines veränderten Formats kleinere Schrift. Und nicht anders denn als maßlos ist schließlich der Preis von 49 Euro für ein Buch dieser Ausstattung zu bezeichnen.

Matthias Jung
Institut für Archäologische Wissenschaften, Abt. III Vor- und Frühgeschichte, Goethe-Universität, Campus Westend, Grüneburgplatz 1, D-60629 Frankfurt am Main;
Institut für Soziologie, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Goethe-Universität, Campus Westend PEG-Gebäude, Grüneburgplatz 1, D-60323 Frankfurt am Main
ma.jung@em.uni-frankfurt.de